

Meinungen

Kommentar

Zeit für eine Krippenpolitik, die diesen Namen verdient

Wer will, dass Mütter arbeiten, muss mehr bieten als nur Lippenbekenntnisse.

Eine wissenschaftliche Befragung hätte es für diese Erkenntnis nun wahrlich nicht gebraucht: Vielen Familien sind Krippenplätze zu teuer. Denn die Rechnung ist einfach. Wenn ein Krippentag 120 bis 140 Franken kostet und eine Familie zwei Kinder zu betreuen hat, dann frisst das einen beträchtlichen Teil des Einkommens weg.

Wenn in Bern nun also die Räte mehr Geld ausgeben wollen, um neue Krippenplätze zu schaffen, so ist das zwar schön und gut – aber die Investitionen drohen zu verpuffen. Denn was nützen Krippenplätze, wenn sie sich die Leute nicht leisten können?

Diese Diskrepanz ist für die Krippenpolitik in unserem Land leider symptomatisch. Genauso wie der Fakt, dass der Bund jede einzelne Kuh zählt, aber keine Ahnung hat, wie viele Krippenplätze existieren und wie viele Kinder diese nutzen.



Liliane Minor
Redaktorin Zürich

Symptomatisch ist auch die Aussage des Arbeitgeberverbands der Waadt, der allen Ernstes behauptet, es nütze

dem Staat am meisten, wenn Mütter arbeiteten, weil damit die Steuereinnahmen stiegen. Mit Verlaub, Letzteres ist Unsinn: Die Wirtschaft profitiert in Zeiten restriktiver Zuwanderungspolitik davon, Mütter als Beschäftigte rekrutieren zu können.

Was fehlt, ist das, was an den Anfang jeder politischen Debatte gehören würde: eine gemeinsame Antwort auf die Frage, wohin die Reise gehen soll. Im Fall der Krippen ist das nichts mehr und nichts weniger als der Entscheid, ob Fremdbetreuung wirklich Privatsache ist – oder ob ein öffentliches Interesse daran besteht, dass möglichst viele Mütter arbeiten können. Solange sich Politik und Wirtschaft vor diesem klaren Bekenntnis drücken, wird weitergewurstelt.

Dass sich der Arbeitgeberverband und alle grossen Parteien ausser jener, welche die restriktive Zuwanderungspolitik zu verantworten hat, nun im November austauschen, ist immerhin etwas. Dass die Wirtschaft aber nach wie vor fordert, der Staat müsse zahlen – das lässt einen zweifeln, dass man dort die Zeichen der Zeit erkannt hat.

Wände weg

Sind Grossraumbüros wirklich besser? Eine neue Studie belegt das Gegenteil.

Im Arbeitsalltag gilt die Massenhaltung von Angestellten fast schon als Wundermittel. Führungskräfte schwärmen, in freien, offenen Flächen verbessere sich das Miteinander der Bürobewohner, weil mit den Wänden auch die Grenzen der Kommunikation niedergerissen würden. Jeder könne jederzeit mit jedem reden, ohne erst seine Einzelzelle verlassen zu müssen – das steigere die Produktivität ganz gewiss, so die Theorie. Natürlich schwingt dabei immer der Verdacht mit, dass Bürobewohner in Einzelzimmern hauptsächlich prokrastinieren und sich Youtube-Filmchen ansehen.

Aber wie so oft, wenn sich Manager etwas ausdenken, sträuben sich die Menschen. So berichten Ethan Bernstein und Stephen Turban von der Universität Harvard im Fachjournal «Philosophical Transactions B», dass Grossraumbüros die Kommunikation hemmen, statt sie zu fördern – und dadurch die Produktivität eher mindern. Für ihre Studie analysierten die Forscher das Verhalten von Mitarbeitern in zwei grossen US-Unternehmen, die gerade ganze Abteilungen in offene Büroflächen verlegt hatten. Eine der Firmen bejubelte die Umgestaltung sogar als «War on Walls».

Allerdings verzeichnet dieser Krieg gegen Wände vor allem hohe Verluste: Sobald sie in den Grossraumbüros arbeiten mussten, sprachen die Angestellten deutlich weniger miteinander.

Die Gespräche von Angesicht zu Angesicht nahmen um etwa 70 Prozent ab. Die Mitarbeiter wichen auf E-Mail oder Messenger aus, deren Nutzung um etwa die gleiche Rate nach oben schnellte.

Überraschend sind die Ergebnisse keinesfalls. Schon zuvor hat eine Reihe von Untersuchungen zahlreiche negative Wirkungen von Grossraumbüros belegt. Im offenen Gehege unter den Augen von Kollegen und Vorgesetzten zu arbeiten, reduziert die Zufriedenheit vieler Angestellten. Sie lassen sich leichter ablenken und vermissen das Gefühl, gelegentlich vom Radar zu verschwinden.

Wenn Rückzugsräume fehlen, «entwickeln Angestellte andere Strategien, um sich Privatheit zu verschaffen», sagen Bernstein und Turban. Statt unter den Blicken ihrer Kollegen aufzustehen und zwei Tische weiter mit dem Chef zu reden, schreiben sie also lieber eine E-Mail. In einem Büro geht es eben niemals nur um die Sache, sondern immer auch darum, wer wann mit wem redet. Welch ein Segen dagegen, wenn Gespräche in Einzelbüros stattfinden, ohne dass alle lauschen. Die Legende vom produktiven Grossraumbüro müssen sich Leute erdacht haben, deren Platz im Einzelzimmer sicher ist.

Sebastian Herrmann
Redaktor Wissen

Väter, macht endlich euer Ding!

Mütter sollen ihre dominante Rolle in der Kinderbetreuung loslassen, heisst es. Stimmt! Aber: Väter müssen ihr Familienglück auch selber schmieden.

Seit Jahrzehnten verlangen die Mütter von den Vätern, dass sie sich mehr im Haushalt und an der Kindererziehung beteiligen. Seit Jahren predigen Erzieherinnen, auf welche Weise sie das tun sollen. Und jüngst will ein Soziologe nachgewiesen haben, dass die Väter, die den neuen Auftrag untätigst befolgen – also Teilzeit arbeiten, Windeln wechseln, Klötzli spielen –, unglücklich sind. Weniger glücklich jedenfalls als jene, die ihren Geldverdiener-Status beibehalten und den Kinderbetrieb der Mutter überlassen.

Die Forderung kam zu Recht. Die Schlüsse aber, die manche aus dem soziologischen Befund ziehen, sind kreuzfalsch. Selbst im feministischen Zeitalter ist jeder (jede erst recht) seines Glücks eigener Schmied. Wenn also die neuen Teilzeitväter so unglücklich sind, liegt es womöglich weniger am verlorenen Arbeitsheldens-Status, sondern mehr am gescheiterten Unterfangen, die einseitig femininen Erwartungen der Partnerinnen zu befriedigen.

Wo die Elternemanzipation stockt, dafür lieferte uns die Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm gestern einen Hinweis: Es gebe immer noch zu viele Türstehermütter, welche die Väter, wenn sie einmal dran wären am Kind, gar nicht richtig ranlassen, sagt sie im Interview mit dieser Zeitung über ihr neues, erfrischend provokatives Buch «Neue Väter brauchen neue Mütter». Recht hat sie! Aber das ist noch nicht alles. Würden die Mütter endlich lernen, loszulassen, wie Stamm fordert, würde das allein das Problem noch nicht lösen, dass immer noch zu wenig Väter es wagen, überhaupt in die Betreuung der eigenen Kinder einzusteigen. Die Mütter müssen noch mehr tun als das. Und die Väter? Noch viel mehr.

Wie Stamm richtig bemerkt: Es geht nicht nur ums Vaterwerden während



Geht doch: Vater und Sohn beim Skateboardausflug. Foto: AleksandarNakic (Getty Images)

ein paar Wochen Vaterschaftsurlaub oder Feierabenden und Wochenenden, welche die Mutter im Kino oder im Wellness verbringt. Es geht ums Vatersein.

Ein guter neuer Vater vertritt nicht nur die gute alte Mutter. Er konzentriert sich nicht ausschliesslich darauf, die To-do-Listen seiner Partnerin abzuarbeiten. Ein neuer Vater erfindet eigene Rezepte und probiert sie aus. Dass viele Mütter dies kaum zulassen, macht wohl nicht wenige Papis unglücklich oder scheucht sie wieder in die vermeintlich seliger machende Versorgerrolle zurück.

Dabei wäre – ist man einmal Vater geworden – der Weg zum Glück nicht lang: Er beginnt beim ersten Kontakt, bei dem der Vater das erste Lebewesen ausserhalb der bereits seit neun Monaten vertrauten Mutterwelt sein kann – stellvertretend für alle weiteren. Die am Geburtstag beginnende Vater-Kind-Beziehung wird sinnstiftend, wenn es dem Vater zum ersten

Mal gelingt, ein paar Tage nach seinem eigenen Plan, ohne die Mutter, mit den Kindern zu managen. Und immer sinniger, je länger und je öfter er dies tut.

Wenn, wie in jeder zweiten Familie, die Partnerschaft der Eltern zerbricht, wird das Verhältnis zum Kind nicht nur für Mamis, sondern im gleichen Masse für Papis sogar überlebenswichtig. Und in jeder Familie wird es das, wenn die Eltern älter und die konstruktiven, sinnstiftenden Bindungen rarer werden.

Den Arbeitsstatus müssen die allermeisten ein paar Jahre nach der Lebensmitte ersatzlos abgeben. Den Vaterstatus können sie auf ewig behalten. Im Gegensatz zur Mutter wohl aber nur, wenn sie als Vater von Anfang an versucht haben, mit den Kindern auch ihr eigenes Ding zu machen.

Thomas Möckli
Nachrichtenchef

Basteln 6, Leben 3–4

Die Schweiz wird erneut zum innovativsten Land der Welt erklärt. Warum nur spüren wir im Alltag so wenig davon?

Schon wieder Weltmeister, wir gewöhnen uns daran. Die Weltorganisation für Geistiges Eigentum (Wipo) hat diese Woche ihre jährliche Rangliste der innovativsten Nationen vorgelegt. Zum achten Mal in Folge auf Platz 1: die Schweiz. Die Wipo, eine Organisation der UNO, berücksichtigt bei ihrer Bewertung mehrere Indikatoren, etwa die Zahl angemeldeter Patente sowie die Ausgaben für Bildung und Forschung. Innovativ können wir.

Die Auszeichnung bestätigt, was viele Schweizer zu wissen glauben: Unser Land ist arm an Bodenschätzen und an Boden überhaupt, aber reich an hellen Köpfen und guten Ideen. Unsere Hochschulen gehören zu den besten, unsere Grosskonzerne prägen die Welt mit ihrer Forschung und Entwicklung, unsere vielen KMU arbeiten unermüdlich an neuen Methoden und Produkten, erfinden jedes Jahr Kugelenke, Kanonen, Kabelschoner. Dass der Verband der Schweizer Ingenieure in seinem Magazin unlängst die Frage

aufwarf, ob die überdurchschnittliche Schweizer Forschungsarbeit von den KMU am Markt nicht eher unterdurchschnittlich umgesetzt werde – geschenkt. Besser geht immer.

Verblüffend ist, dass der Rausch der Neuerung und Verbesserung in diesem Land nicht öfter spürbar ist. Weshalb wirkt all die kreative Kraft nicht stärker auch jenseits der Konsumgüterwelt, also in den Bereichen Gesellschaft und Politik? Hier müssen die 8,4 Millionen Bewohnerinnen und Bewohner doch mit sehr viel Knorr und Verstaubtheit leben, Tag um Tag.

Wieso etwa hat noch keine Forschungsabteilung einer Grossfirma ein Konzept eronnen, wie die peinliche Lohnungleichheit zwischen Mann und Frau dauerhaft überwunden werden kann? Wo ist die Lösung für das Problem der steigenden Krankenkassenprämien? Und weshalb brüsten sich Schweizer Bank- und Pharmariesen nicht längst mit in-house entwi-

ckelten, innovativen Teil- und Elternzeitmodellen, die ihnen Ansehen und ihren Mitarbeitenden Zufriedenheit und damit Produktivität sichern? Das ginge ganz ohne Staat.

In der Politik gilt dasselbe. Weshalb ist das Familienrecht noch nicht so innoviert, dass unverheiratete und homosexuelle Paare in Sachen Erbschaft und Adoption nicht mehr benachteiligt sind? Gibt es kein besseres Mittel als ungelinktes Frühfranzösisch für den Erhalt der viersprachigen Schweiz? Könnte die Milizarmee auch eine international agierende, humanitäre Fachleutetruppe sein? Wäre das nicht mehr wert als nur Grenzschutz?

All das ist uns wohl zu wenig wichtig. Und wenn die Väter nicht recht wollen, gibt es keinen Vaterschaftsurlaub. Die Innovationsweltmeisterin Schweiz liebt ihre Muffigkeit.

David Hesse
Redaktor Meinungen